

Der schweizerische Beobachter, [Ausgabe: 10/10](#) (13. Mai 2010)

*Leitartikel zu Kinderheimen*

## **Editorial: Das grosse Grauen in den Kinderheimen**

Text: Andres Büchi

Für mich ists die Erinnerung an Beatenberg: Die Heile-Welt-Idylle in der damals fast unberührten Sechziger-Jahre-Natur wurde durch die Quälgeister im Kinderheim nachhaltig übertüncht.

Ein Postauto mit fröhlichem Fahrer lud meinen Bruder und mich an einem sommersatten Tag zur Entlastung unserer wohlmeinenden Eltern für drei Wochen im Kinderheim der Postkartenschweiz ab. Der in wilde Wiesen eingebettete Holzbau mit Schwingschaukel, Bocciabahn und Auslaufgehege für Knuddelkaninchen versprach lichte Tage für eine Kinderschar von 8- bis 14-Jährigen.

Es sollte anders kommen. Jeden Mittag um Punkt 13 Uhr mussten alle zur «Ligi». Für endlose zwei Stunden unterband ein streng verordnetes Liegeregime jeden Bewegungsdrang. Verlangt wurde eine Totmannstellung: flach und still auf fleckig-nackten Matratzen. Die Tür verschlossen und entschlossen bewacht, es gab keinerlei Pardon. Der Minutenzeiger einer grossen Uhr ging sadistisch langsam. Wenn einer von uns musste – und es mussten viele –, bekam die Matratze einfach einen Flecken mehr.

Zur Strafe gabs dann Küchendienst. Dort wurden einmal für den nächsten Tag drei Hasen zubereitet. Darunter unser schwarzer Liebling mit dem Disneyblick. Mein Bruder und ich kriegten beim Mittagessen vor lauter Tränen keinen Bissen runter. An diesem Tag war nichts mit «Ligi».

Wir mussten vor dem Teller sitzen bleiben bis zum Abend und ohne Znacht ins Bett. Am nächsten Tag kamen unsere Teller mit dem, was einst unser Hase war, wieder auf den Tisch. Es dauerte Stunden, bis meiner endlich leer war.

## **Üblich bis in die siebziger Jahre**

Dabei konnten wir uns glücklich schätzen: Nach unsern «Ferien» durften wir nach Hause. Vielen gings übler. «Düstere Jahre» heisst unsere Titelgeschichte (siehe Artikel zum Thema). Sie zeigt, dass sadistische Heimleiter und brutale Erzieher keine Einzelfälle waren, sondern von der Gesellschaft tolerierter Standard. Besonders schlimm traf es jene Mädchen und Buben, die Jahre ihrer Jugend in Heimen verbringen mussten.

Es waren meist sogenannte Sozialwaisen. Kinder aus zerrütteten Verhältnissen etwa, aber auch Kinder, die irgendwie als «auffällig» galten. Sie sollten «vor Verwahrlosung» geschützt werden. Noch Mitte der siebziger Jahre fielen Zehntausende Kinder in diese Kategorie.

Mit welchen Methoden diese Kinder in Heimen mit Namen wie «Paradies», «Gott hilft» oder «Hoffnung» gedemütigt und mit Prügelstrafen diszipliniert wurden, belegen die Recherchen von Otto Hostettler, Christoph Schilling und Markus Föhn. Es ist ein Blick in ein bisher kaum beleuchtetes Kapitel schweizerischer Sozialgeschichte.

## Hauptartikel:

### Kinderheime

## Düstere Jahre

Text: Otto Hostetter, Markus Föhn und Christoph Schilling

Fotos: Stephan Rappo

Die Gesellschaft wollte sie «erziehen», doch die Kinder wurden systematisch gedemütigt, verprügelt, missbraucht. Das Leben in Kinderheimen, ein dunkles Kapitel der Schweizer Jugendfürsorge, blieb bisher unbewältigt. Jetzt berichten Betroffene, was ihnen angetan wurde.



**«In wenigen Sekunden lernte ich, dass ich mir mit Gewalt Respekt verschaffen konnte.»**  
Karin Bürgisser wurde beim Baden fast ertränkt

### Artikel zum Thema :

[Administrativ Versorgte: Widmer-Schlumpf nimmt sich Zeit \(Ausgabe: 9/10\)](#)

[Hindelbank: «Was die mit uns gemacht haben!» \(Ausgabe: 20/08\)](#)

Samstag ist Badetag. Wöchentlicher Höhepunkt der Demütigungen Anfang der siebziger Jahre im Töchterinstitut «auf der Steig» Schaffhausen. Die Mädchen müssen sich halbnackt vor dem Badezimmer aufstellen. Auf Kommando treten sie ein. Links die Waschbecken, vorne die Toiletten, rechts eine Sitzbadewanne, davor Fräulein Arnet, die Erzieherin mit der rabenschwarz gefärbten Ponyfrisur. Mit steinerner Miene fertigt sie jedes der Mädchen ab, vom siebenjährigen Kind bis zum 13-jährigen Teenager.

In der einen Hand die Seife, in der anderen den Waschlappen. «Hinstellen!», brüllt sie, reisst die Mädchen an Armen, Beinen, Haaren, verteilt Hiebe, schert sich einen Deut um die Wassertemperatur. «Beine auseinander!» Wer Gegenwehr leistet oder sich nicht zwischen den Beinen einseifen lassen will, spürt Fräulein Arnets harte Hand. Schluchzend verlassen die Mädchen das Badezimmer. «Die Nächste!»

Karin Bürgisser, damals Karin Hefty, kommt 1970 ins Töchterinstitut, als uneheliches Kind einer 19-Jährigen. Die ersten Jahre wuchs das Mädchen bei seinen Grosseltern auf. Mit fünf holte ihre Mutter sie zurück, aber in ihrer neuen Familie war die Kleine ein Störfaktor. Als sie elf war, steckte die Mutter sie ins «Institut» nach Schaffhausen. Ein «Badetag» ist der inzwischen 51-Jährigen in allen Einzelheiten in Erinnerung geblieben: Eines Samstags schickt sie die Erzieherin überraschend in den zweiten Stock. Dort durften die älteren Mädchen eine richtige Badewanne benutzen. Sie schliesst das Badezimmer ab und geniesst es, fern der Erniedrigungen alleine in einer Badewanne zu liegen. Bis die Erzieherin zur Kontrolle erscheint. Sie tobt vor verschlossener Tür. Eingeschüchtert öffnet Karin, die Erzieherin stürmt herein, wirft sich auf das Kind und drückt es so lange unter Wasser, bis es beinahe ertrinkt. «Mir ging die Luft aus. Plötzlich begriff ich, dass ich mich wehren musste, sonst würde sie mich ersäufen.» Die Zwölfjährige kann sich befreien, die Erzieherin ist klitschnass. «In wenigen Sekunden lernte ich, dass ich mir mit Gewalt Raum und Respekt verschaffen konnte.»

Bis weit in die siebziger Jahre benutzten die Vormundschaftsbehörden den dehnbaren Begriff der «Verwahrlosung» als Disziplinierungsmittel für Familien, die sich nicht gesellschaftskonform verhielten. Ins Heim kamen sogenannte Sozialwaisen. Uneheliche Kinder, deren Mütter gezwungen waren, einer Arbeit nachzugehen. Kinder aus zerrütteten Verhältnissen. Kinder aus geschiedenen Ehen. Kinder, die eines gemeinsam hatten: Aus Sicht der Behörden verhielten sich ihre Eltern «pflichtwidrig» und waren nicht willens oder in der Lage, sie vor «Verwahrlosung» zu schützen. Waren Kinder auch nur ansatzweise auffällig, eigensinnig oder aufbegehrend, wurden sie als «schwererziehbar» eingestuft und weggesperrt. Erst der gesellschaftliche Wandel als Folge der 68er Bewegung leitete einen grundsätzlichen Umbruch ein.

Die Zahl der Kinder, die über die Jahrzehnte in Heimen lebten, dürfte in die Hunderttausende gehen. Genaue Statistiken gibt es nicht. Mitte der siebziger Jahre sprach der Bund noch von 60'000 bis 80'000 fremdplatzierten Kindern. Etwa drei Viertel davon lebten in Heimen.

### **«Mir ging die Luft aus»**



**«Sie packten uns von hinten an den Armen, hoben uns hoch und traten mit voller Wucht gegen uns.»**

Willy Mischler über die Methoden im Waisenhaus «Mariahilf»

**«Beim ersten Mal war ich fünf Jahre alt»**

Es ist Anfang der sechziger Jahre im Waisenhaus «Mariahilf» in Laufen, damals Kanton Bern. Willy Mischler mit den blauen Augen ist sieben, und wann es ihn wieder trifft, weiss er nicht. «Man musste nicht unbedingt etwas angestellt haben», sagt er fast 50 Jahre später. «Oft reichte es, wenn man nicht sofort gehorchte.» Dann konnte es zu dem kommen, was in der Sprache der Kinder «geduscht werden» hiess. Eine der Ingenbohler Schwestern und die weltliche Betreuerin schleppen das Kind in den Duscraum und sagen ihm, es solle sich schon mal ausziehen und beten, bis sie zurückkämen. Willy Mischler erinnert sich: «Beim ersten Mal war ich vielleicht fünf, sechs Jahre alt. Als sie wiederkamen, warfen sie mich in die Badewanne und hielten mir die Duschbrause mitten ins Gesicht, das Wasser voll aufgedreht. Ich konnte nicht mehr atmen, ich strampelte wie verrückt, ich geriet völlig in Panik. Ich dachte: «Jetzt ist es aus, jetzt sterbe ich.» Das war ihre Lieblingsstrafe.»

**Die brutalen «Barmherzigen Schwestern»**

Willy Mischler, der aus einer zerrütteten Familie stammt, wird auf Anordnung der Amtsvormundschaft 1960 als Dreijähriger nach Laufen gesteckt und bleibt bis 1969 dort. Über lange Jahre muss er die Strafen über sich ergehen lassen. Halbe Nächte verbringt er eingesperrt im Dunkeln hinter der Tür zum Estrich, weil er nach Lichterlöschen nicht sofort mucksmäuschenstill war. Die Oberarme des Jungen sind gezeichnet von den Abdrücken der Fingernägel seiner Peinigerinnen. «Sie mochten es, uns von hinten an den Armen zu packen, hochzuheben und mit voller Wucht gegen uns zu treten», sagt Mischler heute. «Wir flogen durch die Luft, als seien wir ein fortgekickerter Fussball.»

Als die Grossmutter einmal die roten und blauen Stellen an seinen Armen bemerkt, reklamiert sie; die Schwestern verlegen sich danach auf Foltermethoden, die keine Spuren hinterlassen. Einmal, der kleine Willy hält während des obligatorischen Mittagsschlafs seine Augen nicht geschlossen, schleppt ihn die Betreuerin in die Waschküche und stellt ihn kopfüber in einen Putzeimer voll Wasser. Zieht ihn an den Beinen hoch, stellt ihn wieder hinein. Zieht ihn wieder hoch. Immer wieder.



## **«In der Kirche beteten sie, und zurück im Heim schlugen sie uns mit Knüppel und Rohrstock.»**

Maria Magdalena Ischer über die Ingenbohler Schwestern

Offiziell war die katholische Ordensgemeinschaft der Ingenbohler Schwestern, die in der Schweiz zahlreiche Kinderheime führte, der puren Nächstenliebe verpflichtet, der Fürsorglichkeit für Kinder, die ohne Eltern aufwachsen mussten. In einem Wegweiser für die «Barmherzigen Schwestern vom heiligen Kreuze» hiess es bereits 1926: «Körperliche Strafen sollen stets mit grosser Vorsicht gegeben werden. Das Schlagen auf den Kopf, auf den Mund oder auf den Rücken, Reissen an den Ohren und Haaren ist für Ordensschwestern unwürdig.»

Maria Magdalena Ischer, die in zahlreichen Heimen die Methoden der Ingenbohler Schwestern zu spüren bekam, sagt: «In der Kirche beteten sie, und zurück im Heim schlugen sie uns mit Knüppel und Rohrstock, bis wir grün und blau waren. Sie wollten Kinder zurechtbiegen, wollten sie brechen, angeblich zu ihrem eigenen Wohl.» Irgendwann hat sie angefangen, sich zu wehren. «Wenn ich geprügelt wurde und den Stock zu fassen bekam, schlug ich zurück. Dann hiess es wieder, ich sei halt ein böses Kind.»

Die Heime trugen Namen wie «Gott hilft», «Paradies», «Hoffnung», «Guter Hirte», «Zur guten Herberge», «Kinderdörfli», und das Motto des Verbands für Schwererziehbare lautete: «Schwererziehbarkeit, von der anderen Seite gesehen, heisst: Geduld, Mut, Vertrauen und immer brennende Liebe.»

In der Realität ist von Liebe wenig zu spüren. Vielerorts werden die Kinder systematisch gedemütigt. 1948 kommt die vierjährige Margot Heutschi ins Kinderheim «Paradies», eine Institution der Heilsarmee in Mettmenstetten ZH. Schon am zweiten Tag muss sie Schläge einstecken, weil sie ins Bett gemacht hat. Sie ist Bettnässerin.

Heute sitzt die 66-jährige Frau auf dem Sofa, neben ihr ein kleinkindgrosser brauner Teddybär. Sie trägt rosa Socken mit Snoopy-Figuren darauf. Als ob sie, mit Teddybär und Kindersocken, ihre geraubte Kindheit beschwören wollte. Zuweilen blickt sie, während sie nach Worten sucht, abwesend zu Boden, stochert in Erinnerungen, um wieder aufzutauchen, mit wachem Blick. «Monatelang musste ich zur Strafe im Flur auf dem harten Holzboden einschlafen.» Jeden Morgen kam die Pflegerin, «eine grosse, starke Frau», prüfte das Laken und versohlte ihr den Hintern. Mit der Zeit hielt Margot freiwillig hin, weil sie wusste, dass sie sowieso drankäme. «Ich hatte mich daran gewöhnt, atmete tief ein, wusste, dass es nach ein paar Minuten vorbei sein würde.»

## **Versorgt für 250 Franken pro Jahr**

Über Jahrzehnte arbeiteten Vormundschaftsbehörden, Kinderheime und Erziehungsanstalten in einem Beziehungsgeflecht zusammen, sagt Thomas Huonker, Experte für die Geschichte der fürsorgerischen Zwangsmassnahmen wie Kindswegnahmen und Anstaltseinweisungen (siehe Nebenartikel «Die Heime brauchten Zöglinge, die Behörden lieferten sie»). Gisela Hürlimann, die über «versorgte Kinder» an der Uni Zürich ihre Lizentiatsarbeit schrieb, kommt gar zum Schluss: «Die Kindsvorsorgung wurde wie ein Geschäft gehandhabt.»

Plätze in kirchlichen Heimen waren für die Gemeinden günstiger, ebenso grosse Institutionen mit wenig Personal. Der Aufenthalt im Erziehungsheim Rathausen etwa, von dem ehemalige Zöglinge in der Sendung «DOK» des Schweizer Fernsehens kürzlich erschütternde Erlebnisse

erzählten, kostete in den vierziger Jahren 250 bis 500 Franken pro Kind und Jahr. Auf 230 Kinder kamen gerade mal zwölf Erzieher.



**«Ich werde den Geruch, das Stöhnen und die Stimme nie in meinem Leben vergessen.»**  
Eveline Kuster über den ersten sexuellen Missbrauch

Vielerorts war die Vielfalt an sadistischen Ideen beachtlich. Wie ein roter Faden zieht sich aber eines durch Heime, Anstalten und andere Einrichtungen: Prügel. Im Waisenhaus Winterthur war es der «grüne Gang», vor dem die Kinder Angst haben mussten. Eveline Kusters\* Blick ist leer, wenn sie erzählt. Wer zu spät zum Essen kam oder jemandem einen Streich spielte, wurde vom Waisenvater in den «grünen Gang» gerufen. Alle wussten, was das bedeutete. Der Waisenvater führte die Kinder in den Keller und schloss ab. Im grün gestrichenen Korridor schlug er zu. Immer auch in den Bauch. Der Waisenvater suchte sich mit Vorliebe jene Kinder aus, die aufmuckten. Eveline Kuster erzählt: «Ich war eines seiner bevorzugten Opfer. Ich war ihm zu rebellisch, zu bockig.» Nach der Prügelstrafe stieg der Waisenvater, ein Liedchen pfeifend, die Treppe hoch. Die Opfer schickte er ohne Essen ins Zimmer.

Über eines haben viele einstige Heimkinder bis heute kaum gesprochen: sexuelle Übergriffe. Als Zwölfjährige darf Karin Bürgisser, die damals im Töchterinstitut Schaffhausen wohnt, im benachbarten Dorf den Kunstturnunterricht besuchen. Einmal fährt der Leiter der Mädchenriege sie zurück. «Unterwegs hielt er an und vergriff sich an mir.» Zurück im Heim, gab sie bekannt, sie werde nicht mehr ins Kunstturnen gehen. Den Grund dafür hat sie niemandem erzählt. Heute sagt sie: «Wem hätte ich das melden sollen? Der Heimleiterin? Dem Jugendstaatsanwalt? Der Mutter, die kaum je zu Besuch kam? Mir hätte ja sowieso niemand geglaubt.»

### **In der Nacht ins «Chämmerli» geschleppt**

Eveline Kuster erzählt regungslos die Geschichte, die nicht einmal ihr eigener Sohn kennt: Das Mädchen ist neun Jahre alt, eines Nachts steht der Waisenvater, der sie regelmässig im «grünen Gang» windelweich schlägt, neben ihrem Bett. Er weckt sie und flüstert ihr zu, sie müsse mitkommen. Aus dem Tiefschlaf gerissen, versteht das Mädchen nicht, was vor sich geht. Der Waisenvater geht mit ihr in ein kleines Zimmer nebenan. Niemand sonst im Heim weiss, was sich hinter dieser Tür verbirgt. Niemand hat einen Schlüssel. Nur der Waisenvater.

Er nennt das Zimmer «s Chämmerli». Darin steht ein Bett, sonst nichts. In dieser Nacht berührt er das Kind intim, es muss ihn befriedigen, übergibt sich dabei. Fast 50 Jahre später sagt die Frau: «Ich werde den Geruch, das Stöhnen und die Stimme nie in meinem Leben vergessen.»



**«Ich hatte mich daran gewöhnt, atmete tief ein, wusste, dass es nach ein paar Minuten vorbei sein würde.»**

Margot Heutschi, wegen Bettnässens geprügelt

### **Alle wussten davon, niemand tat etwas**

Doch das Schlimmste steht ihr noch bevor. Einige Wochen später steht der Waisenvater wieder neben ihrem Bett, sie muss mit ins «Chämmerli». Er vergewaltigt sie. Ihr Blick versteinert, wenn sie erzählt. «In dieser Nacht ging ein Wandel in mir vor.» Eveline duscht sich in der Folge oft, schrubbt sich immer wieder blutig, will den Geruch des Waisenvaters loswerden. Vergeblich. Immer wieder steht er nachts neben dem Bett, befiehlt sie ins «Chämmerli». Über vier Jahre dauert die Pein. Eveline Kuster zieht sich von allen Heimkindern zurück. Sie wird aggressiv, verweigert das Essen, übergibt sich immer wieder. Sie wird mager, sehr mager. Am Abend hat sie Angst vor dem Einschlafen, in der Nacht Alpträume. Ihrer Aggressivität lässt sie in der Schule freien Lauf, prügelt sich mit den Knaben, wird zur Einzelgängerin. Immer wieder muss sie die Klasse wiederholen, gilt als schwierig. Als sie die Schule verlässt, hat sie gerade mal die fünfte Klasse beendet.

Wenn der Waisenvater sich sexuell an Eveline Kuster vergeht, hat sie dafür eine Woche Ruhe vor dem «grünen Gang». Doch dann prügelt der verheiratete Vater von acht Kindern sie weiter. Einmal steht plötzlich eine Angestellte im Keller, der Waisenvater hatte vergessen abzuschliessen. «Alle wussten, was der grüne Gang ist», sagt Eveline Kuster. «Die Angestellten, seine Frau, mein Vormund. Niemand hat etwas gegen den Waisenvater unternommen.» Zweimal wird sie mit einem gebrochenen Arm ins Spital eingeliefert. Es kommt zu einem Gerichtsverfahren. Eveline Kuster wird vorgeladen und muss aussagen. Auch zu den sexuellen Übergriffen. «Ich hatte das Gefühl, niemand glaubt mir.»

Kurz danach wird Eveline Kuster in ein anderes Heim versetzt, später kam sie in die geschlossene Erziehungsanstalt «Lärchenheim» im appenzellischen Lutzenberg. Was sie damals nicht wusste: Der zuständige Winterthurer Stadtrat liess Mitte der sechziger Jahre

Vorfälle im Waisenhaus wegen «Missbrauchs des Züchtigungsrechts» untersuchen. Schliesslich verbot die Behörde dem Waisenvater sogar «jedwelche körperlichen Züchtigungen» (siehe nachfolgender «Hintergrund»). Trotzdem konnte er unbehelligt weiter Kinder missbrauchen. Weshalb er nicht seines Amts enthoben wurde, ist unklar. Aktenkundig ist nur, dass der Waisenvater 1967 seine Stelle selbst kündigt – er wechselt als Heimleiter ins evangelische Kinderheim in Freienstein. Dort bleibt er nur zwei Jahre. Nach seinem Abgang heisst es im Jahresbericht vielsagend: «Das Erziehungsheim hat kaum je so grosse Erschütterungen erlebt und ist kaum je durch solch grosse Schwierigkeiten gegangen.» Die Rede ist von «mannigfachen Problemen», von «Gottes Fügung» und von «Schicksal». Was genau vorgefallen ist, wird mit frömmelnden Worten verwedelt.

Die Jahre im Heim liessen Menschen zurück, die in ihrem Innersten verletzt sind, auch heute noch. Menschen, die sich ihrer Kindheit und Jugend beraubt fühlen und sich entwurzelt vorkommen. Die meisten haben lange gebraucht, bis sie sich gegenüber anderen öffnen konnten. «Wärme habe ich nicht erfahren als Kind, Liebe schon gar nicht», sagt die 60-jährige Maria Magdalena Ischer. «Ich musste mein Herz verschliessen und hart werden lassen, um die Demütigungen ertragen zu können. Als ich mich das erste Mal richtig verlieben konnte, war ich 50 Jahre alt.»

## **Eine lauwarne Entschuldigung**

Auch Karin Bürgisser ist die Vergangenheit nicht losgeworden. Auch wenn sie jahrelang versucht hat zu verdrängen. Auch sie, die wie Eveline Kuster nie etwas verbochen hatte, landete in der geschlossenen Erziehungsanstalt «Lärchenheim». «Mit dieser Geschichte war für mich das Leben gelaufen, bevor es richtig begonnen hatte.»

Vor einigen Jahren wollte Karin Bürgisser ihre Akten einsehen. Um zu verstehen, weshalb sie ins Heim gesteckt wurde, weshalb sie bei einer Strafaktion in die geschlossene Psychiatrie eingewiesen wurde. Wieso sie dort wie ein Tanzbär Salto und Spagat vorturnen musste, um mit einer Zigarette belohnt zu werden. Nach langem Kampf erhielt sie 2004 vom Kanton Schaffhausen eine lauwarne Entschuldigung: «Der Regierungsrat entschuldigt sich bei Frau Bürgisser in aller Form für die aus heutiger Sicht unkorrekte Behandlung im Zusammenhang mit der Versetzung in die geschlossene Station F. Der Regierungsrat (...) wünscht ihr auf dem weiteren Lebensweg alles Gute. Leider ist es nicht möglich, Frau Bürgisser für dieses erlittene Unrecht zu entschädigen, da eine rechtliche Grundlage fehlt.»

Hart sind die damaligen Heimkinder geworden, auf eine schon fast unheimliche Art. «Mit der Zeit machten mir die Prügel nichts mehr aus, ich spürte keinen Schmerz mehr.» Eveline Kuster kann nicht mehr weinen, die Tränen sind ihr ausgegangen. «Wenn ich mich heute beim Kochen in die Finger schneide, fühle ich nichts.»

Viele der ehemaligen Heimkinder haben den Rank nie recht gefunden. Manche aber haben es geschafft. Wenn auch auf Umwegen. Margot Heutschi begann mit 20 eine Ausbildung zur Pflegerin. Sie ackerte. Mit 24 wog sie nur noch 39 Kilo. «Ich war damals näher am Tod als am Leben.» Eine zehnjährige Psychoanalyse rettete sie. In den ersten zwei Jahren brachte sie kein Wort heraus, schrieb nur ihre Träume auf. «Ich war wütend, dass ich jemals auf die Welt gesetzt worden war.» Sie floh vor ihrer Geschichte in den Sport, lief sogar den New-York-Marathon. Dann die Heirat mit 35. Sogar Gemeinderätin wurde sie. Heute wirkt sie robust, sie lacht sogar ab und zu, redet versöhnlich.



Auch Willy Mischler hats geschafft. Nach neun Jahren in Laufen kam er für vier Jahre ins Kinderdörfli Rathausen. 1973, mit 15, konnte er es verlassen. «Ich schwor mir: Ich lasse mein altes Leben zurück», erzählt er. Mischler hatte Glück. Konnte Maurer lernen, sich weiterbilden und hocharbeiten. Heute ist er ein erfolgreicher Geschäftsmann. «Mir gehts gut», sagt er. Was aber bleibt, sind plötzlich auftretende Atemprobleme. Unvermittelt bleibt ihm die Luft weg, die Ärzte haben keine Erklärung dafür. Mischler: «Manchmal habe ich den Wunsch, den Leuten von damals ins Gesicht zu sehen und sie zu fragen: ‹Warum? Warum habt ihr das mit uns gemacht?›» Er atmet tief durch, Willy Mischler, den die Ordensschwwestern immer wieder kopfüber ins Wasser steckten. Er hat gelernt, die Luft anzuhalten. Bis vor ein paar Jahren schaffte er fast zwei Minuten.

\*Name geändert

## **HINTERGRUND**

### **Die Aufarbeitung beginnt – und Winterthur entschuldigt sich**

Endlich kommt Bewegung in die Institutionen, die für Missbräuche an Heimkindern mitverantwortlich waren. Die Barmherzigen Schwestern vom heiligen Kreuz, die Ingenbohler Schwestern, haben mit der Aufarbeitung begonnen. Provinzoberin Marie-Marthe Schönenberger sagt: «Wir durchforsten unsere Archive und sind dabei, Schwestern zu befragen, die damals in Heimen arbeiteten.» Und: «Wir bieten ein persönliches Gespräch und sind auch bereit für eine Entschuldigung.»

Vielerorts ist die Aufarbeitung allerdings nicht einfach. Einst Verantwortliche sind tot, Akten gingen verloren, Institutionen wurden geschlossen oder umorganisiert. Auch die Heilsarmee stellt sich ihrer nicht immer ruhmreichen Geschichte. «Die Heilsarmee ist bereit, sich im gegebenen Fall bei betroffenen Personen zu entschuldigen», sagt Sprecher Martin Künzi. Er gibt aber zu bedenken, es sei schwierig, heutige Massstäbe in der Erziehung auf damals anzuwenden.

Konfrontiert mit den Recherchen des Beobachters, liess in Winterthur Stadträtin Pearl Pedergnana die Situation im damaligen Waisenhaus abklären: Der Waisenvater war brieflich mehrmals gemassregelt worden. Weshalb er nicht entlassen wurde, ist unklar. Pedergnana will sich im Namen der Behörden bei Eveline Kuster formell entschuldigen. «Was damals im Waisenhaus Winterthur passiert ist, ist eine Tragödie. Diese Frau hat Unrecht erlitten, dafür entschuldigen wir uns.»

### **Nebenartikel: Interview mit Thomas Huonker**

#### **«Die Heime brauchten Zöglinge, die Behörden lieferten sie»**

Text: Otto Hostetter und Christoph Schilling

Foto: Stephan Rappo

Thomas Huonker ist froh, dass die Gräueltaten an Kindern publik werden. Der Historiker über die einstige Praxis in Heimen und Verflechtungen mit Behörden.



Thomas Huonker ist Autor und Experte für die Geschichte der fürsorglichen Zwangsmassnahmen wie Kindwegnahmen und Anstaltseinweisungen.

**Beobachter:** Waren Prügelstrafen in Schweizer Kinderheimen in den sechziger Jahren noch weit verbreitet?

**Thomas Huonker:** Ja. Viele Verdingkinder, die oft auch Heimkinder waren, haben mir von solchen Strafen berichtet: aufs Dreikantholz knien, Schläge auf den Hintern wegen Bettnässens, den Kopf unters Wasser drücken. Das war durchgehend Praxis und wird zum Glück jetzt öffentlich. Ich erinnere mich an diese Fotografie von einem Mann mit Hut, der 16 Kinder als Gespann vor eine Walze gespannt hat – wie Ochsen. Das sind zweifellos Heimkinder. Das zeigt die Marotten eines Schweizer Heimleiters. Man fotografierte das noch und fand wahrscheinlich lustig. Es diente einzig der Demütigung und Machtdemonstration.

**Beobachter:** Warum ist das alles nicht früher bekannt geworden?

**Huonker:** Die Sozialhistoriker haben diese Missstände noch kaum erforscht. Allerdings ist auch der Widerstand der Heime nicht zu unterschätzen – viele wollen Historiker nicht an die Akten heranlassen. Bei den Jenischen und der Aktion «Kinder der Landstrasse» dauerte es von der Publikation der ersten Fälle 25 Jahre bis zur Akteneinsicht. Daneben gibt es Jubiläumsschriften ehemaliger Heimleiter – aber die zeigen natürlich eine beschönigende Sicht. Die Brutalität, die sexuellen Missbräuche, die in solchen geschlossenen Orten möglich sind, die Bandenbildung unter den Heimkindern, all das kommt nicht vor.

**Beobachter:** Bandenbildung? Wie in einem Gefängnis?

**Huonker:** Es gibt neuere Arbeiten, die das belegen. Kinderheime waren kleine Königreiche. Aufnahme-rituale, die auf sexuellen Missbrauch hinausliefen, oder krasse Demütigungen waren nicht selten.

**Beobachter:** Wurden die Heime denn nicht kontrolliert?

**Huonker:** Bei den staatlichen Heimen bezog sich die Kontrolle aufs Finanzielle, nicht aber auf Missbräuche. Wenn trotzdem solche ans Licht kamen, und das kam vor, gab es Untersuchungen, die auch zur Schliessung von Anstalten führte, wie 1944 beim «Sonnenberg» in Kriens. Spaziergänger hatten beobachtet, wie der Heimleiter Zöglinge verprügelte.

**Beobachter:** Das waren aber seltene Fälle?

**Huonker:** Ja. Viel öfter wurde wohl vertuscht und verwedelt. Eine Supervision unter Einbezug der Kinder gab es sowieso nicht. Heimleiterinnen und -leiter waren kleine Könige und wurden selten belangt. Und selbst wenn: Alfred Siegfried etwa wurde in Basel als Lehrer wegen sexueller Übergriffe an Kindern verurteilt. Trotzdem brachte er es später zum Leiter der Abteilung Schulkinder der Pro Juventute, nahm Hunderte von jenen Kindern ihren Eltern weg und platzierte sie in Anstalten. Das ist als «Kinder der Landstrasse»-Skandal bekannt geworden.

**Beobachter:** Herrschte damals Einigkeit darüber, dass man Kinder prügeln darf?

**Huonker:** Ja. Das war damals auch noch in der Schule so. Und zu Hause. Erst die «Heimkampagne» von 1970 kritisierte die Zustände in den Heimen, auch die Prügelstrafen. Das war ein militanter Flügel der 68er Bewegung, der zur Flucht aus den Erziehungsanstalten aufgerufen hatte. Viele Heiminsassen türmten tatsächlich und wurden auf dem Land versteckt. Das war nach Carl Albert Loosli in den zwanziger Jahren die bedeutendste Welle der Heimkritik im 20. Jahrhundert.

**Beobachter:** Wer kam überhaupt ins Heim?

**Huonker:** Kinder von alleinerziehenden und von ledigen Müttern, von Fremdarbeiterinnen, Jenischen und sogenannten Schwererziehbare. Das Zivilgesetzbuch, das 1912 in Kraft getreten war, erlaubte den Behörden einen leichteren juristischen Zugriff auf solche Kinder. Die Übergänge zwischen Kinder- und Erziehungsheimen waren übrigens fliessend. Wer im Kinderheim nicht spurte, der war sofort «schwererziehbar» und fand sich schnell in einer geschlossenen Erziehungsanstalt wieder.

**Beobachter:** Arbeiteten Behörden und Heime zusammen?

**Huonker:** Ja. Es war ein Beziehungsgeflecht zwischen Ämtern und Anstalten. Die Heime brauchten Zöglinge, die Behörden lieferten sie. Dabei war der Preis nicht unwichtig. Es existierten damals richtiggehende Heimkataloge: Abgebildet waren die Heime mit Anzahl Plätzen und dem Preis pro Kind und Monat. Die religiösen Institute und jene mit grosser Landwirtschaft waren billiger. Je höher der Tagessatz, desto sorgfältiger wurde das Heim in der Regel geführt. Wenn man also jemanden in ein billiges Heim steckte, konnte man davon ausgehen, dass das Regime dort härter war. Der Preis erlaubte eine Steuerung, die nicht zu unterschätzen ist.

Stand der LeserINNENkommentare am 14. Mai 2010

15:12 Uhr

I.M.

Logisch gibt es nicht nur negative Seiten der Heimgeschichten, immer wieder gab es auch Lichtblicke. Trotzdem ist es wichtig, dass das Schlimme ans Tageslicht kommt, da alles immer tabuisiert wurde und wird. Es gibt nicht nur Horrorgeschichten, selbst normaler Alltag in den Heimen war schlimm genug. In der damaligen Zeit wurde viel getan, den Willen der Kinder zu brechen. Ist man selber betroffen, und will davon erzählen, wird oft bagatellisiert, ausgewichen, oder das Gegenüber relativiert alles, was das Schmerzliche nochmals verstärkt. Deshalb schweigen wir alle lieber darüber. Ich bin deshalb froh, wenn in der Presse mehr darüber berichtet wird. so kann ich den

Artikel einfach mal einem Gegenüber zum Lesen geben, und muss nicht selber so viel dazu sagen...

- **09:50 Uhr**

**Adrian Müller, Heitenried**

Dass die Harten und zum Teil übertriebenen Machenschaften der Erzieher unserer letzten oder vorletzten Generation in Frage gestellt und verurteilt werden ist richtig aber... Die Kinder wurden, in der damaligen Zeit wenigstens in ein Heim aufgenommen und betreut. Man bekommt den Eindruck, dass die Zeit damals nur „brutal, düster“ und die Kinder, gemäss Artikel vom Beobachter „systematisch gedemütigt, missbraucht und verprügelt“ wurden. Nicht zu vergessen das Foto auf dem Beobachter ist natürlich wieder ein sehr bedenklicher Seitenhieb gegen die katholische Kirche. Schlussfolgerung für den Leser - Kindererziehung - katholische Kirche = Horror Bedenke lieber Leser, ist die heutige Zeit etwa besser – wenn sie die Kinder im Mutterleib umbringt?

- **14.05.2010 18:52 Uhr**

**Beobachter**

Leider bin ich gerade im kinder&jugendheim Oberi, dieser grüne gang hatte ich einmal gesehen, dieser gang ist jetzt geschlossen und wird als Abstellraum gebraucht. In einem Nachbarhaus wohnt ein Mann den ich kenne der war in dieser Zeit in diesem Heim, er hat mir Sachen erzählt aus dieser Zeit, ich habe ihm nicht geglaubt. Bis jetzt. Es ist UNGLAUBLICH was er mir erzählt hat, da gibt es viel mehr als der grüne gang. Trauriger Weise wurde dieser Mann Alkoholiker und zieht mit einem Bier immer in Oberwinterthur umher. Manchmal sitzt er Stunden Weise auf der Wiese und sieht das Heim an.

- **12.05.2010 23:01 Uhr**

**Ursula Müller**

Es wurde mir fast schwindlig vor lauter Erleichterung, dass diese Themen „Kinderheime“ und das der „administrativ Versorgten“ endlich an die Öffentlichkeit gelangen! Vielen, vielen Dank an das ganze „Beobachter-Team“ für den unermüdlichen Kampf gegen die damaligen sowie auch heutigen Ungerechtigkeiten in unserem Land. Bitte bleiben Sie dran! Wichtig, wir brauchen ein Umdenken in unserer Gesellschaft! Uschka

- **12.05.2010 22:14 Uhr**

**Chris**

@m.m. So ist es! Und auch heute noch wird vertuscht und werden Akten verschwinden gelassen... Ich kämpfe nun schon fast 3 Jahre und das ganze geht nun schon über 3 Instanzen und wieder zurück... Es ist teilweise auch so, dass die damaligen für die Vertuschung Verantwortlichen heute in den selben Behörden aufgestiegen sind und heute Chef bzw. Chefin dieser Behörden sind, da wundert es einem natürlich nicht mehr, wenn diese nicht gerne von der Vergangenheit eingeholt

werden... Doch eines garantiere ich, ich werde nicht aufgeben, bis ich meine Genugtuung habe oder die Täter unter der Erde liegen!

- **12.05.2010 20:45 Uhr**

**Kritischer**

Das Allerschlimmste, was die Menschheit je erfunden hat, sind die Religionen.

- **12.05.2010 19:56 Uhr**

**Markus**

Ich habe Jahrgang 1962 und war nie im Heim aber in einer isolierten schwarzkatholischen Familie aufgewachsen. Alles war Sünde, immer in die Kirche und zur Beichte, auch zu Hause wurde nie gelacht, dafür dauernd gebetet. Wenn ich mal aufmuckte gab es Liebesentzug, eine Woche nicht reden, oder aussperren. Eine beliebte Strafe meiner Mutter war die Matraze und sämtliche Decken aus meinem Zimmer zu entfernen. Die Nacht musste ich dann bei offenem Fenster auf dem Boden verbringen, was jede halbe Stunde mit Wecken kontrolliert wurde. Es gäbe noch viele Müsterchen und im Gegensatz zu den Heimkindern hatte ich doch sowas wie eine Familie. Trotzdem, ich habe das bis heute nicht verarbeitet. Es sind Narben oder offenen Wunden, ein Leben lang, ein zufriedenes, glückliches Leben nicht möglich.

- **12.05.2010 18:45 Uhr**

**Ernst Lüthi**

Der Fisch beginnt am Kopf zu stinken: in der Politik und VOR ALLEM in der Religion. Da werden Kinder misshandelt, geschlagen, missbraucht und wenn es auskommt wird es zuerst abgestritten und dann mit gefalteten Händen mit dem Blick zum Himmel um Vergebung gebeten und dann weiter misshandelt, geschlagen und missbraucht und dann uswuf.

- **12.05.2010 15:26 Uhr**

**m.m.**

„So eine muss doch nicht meinen, dass sie ein Recht auf ein Recht hat!“ „Wir sind hier in der Schweiz!“ Da geht man mit so einem Lumpenpack um wie es sich gehört. Der treiben wir die Flausen schon aus.“ So viel zum sexuellen Missbrauch, welcher einfach hin zu nehmen war als Verdingmädchen. Man war Freiwild und jeder Bauer konnte über einem Verfüggen auf welcher Art auch immer. Wehren hatte keinen Sinn. Man bekam von keiner Stelle Unterstützung oder Hilfe. Selbst als Erwachsene, muss man sich noch Übergriffe gefallen lassen. Wenn bekannt ist, welcher Herkunft man ist und was man war, hat man selbst heute kein Rechtliches Gehör, geschweige denn Vertrauen zum Schweizer Staat.

- **12.05.2010 15:23 Uhr**

**m.m.**

Im Übrigen gab es Verdingkinder bis in die Ende 80-ern. Vielleicht sogar darüber hinaus. Es wurde einfach vertuscht. Die Gemeinden gerade in ländlichen Gegenden haben auch nach dem Pro Juventute Skandal weiter gemacht mit Hilfe der Kirchen und Heimen. Ich glaube nicht, dass man davon nichts wusste und auch nicht, dass man von den Vergewaltigungen und Gewaltanwendungen nichts gewusst haben will. Alle haben die drei Äffchen gemacht! Und ganz viele Eidgenossen und Eidgenössinnen machen die drei Äffchen bis heute! Nichts gesehen, nichts gehört und nichts gesagt!

- **12.05.2010 14:34 Uhr**

**m.m.**

Die Gesellschaft ist nicht unschuldig! Bis heute! Wurden und werden Heimkinder und Verdingkinder benachteiligt. So gibt es heute noch Aussprüche gerade in ländlichen Gegenden, dass solche „Minderwertige“ „Zigeunerbrut“ wie sie von Bauern heute noch betitelt werden, halt mit Schlägen das Arbeiten bei gebracht werden müsse, da sie „Schwierige“ seien. Diese Aufarbeitung wird noch sehr, sehr lange dauern, bis das im hintersten und letzten eidgenössischen Kopf verstanden wird, geschweige dann, verstanden werden will! Wahrscheinlich wird es wieder im Sand verlaufen und es wird nach wie vor etliche geben, die all die Machenschaften verleugnen und Akten existieren plötzlich keine mehr.

- **12.05.2010 13:59 Uhr**

**Tina**

Guten Tag, auch ich war als 3-wochen kleines Baby in ein schweiz. Heim im Aargau mit kath. Schwestern gebracht worden (von der Behörde). Bis 15 lebte als einziges Kind 365 Tage in dieser Institution. 7 Mt. war ich bei der leiblichen Mutter. Diese Zeit war negativ noch intensiver. Das erlebte belastet mich bis heute in allen Bereichen. Seit Jahren raten mir Ärzte, Freunde und die inzwischen erwachsenen Söhne, das Erfahrene Publik zu machen. Mehrmals täglich wurde ich auf jede erdenkliche Art und Weise Misshandelt und Gedemütigt. Selbst jetzt wo dieses Thema eine grosse Resonanz findet fällt das mir schwer. Vor allem weil ich weiss, dass andere Kinder aus derselben Wohngruppe auch heute noch wie ich unter den traumatischen Ereignissen leiden.

- **12.05.2010 13:59 Uhr**

**Esther Buchmann**

Es ist noch nicht vorbei... Heim- und Verdingkindergeschichten wirken nach. Mein Schwiegervater Jahrgang 1917 war ein Verdingkind. Seine Verletzungen konnte er ein Leben lang nicht überwinden und gab sie weiter. Als ich mich vor 3 Jahren von meinem Mann trennte und mit den drei Kindern versuchte ein neues Leben auf zu bauen, wurde der Druck und die Angst vor ihm immer grösser. Meine Hilfeschreie bei verschiedenen Behörden versandeten. Bei der Vormundschaftsbehörde Zürich liegen zwei Schreiben - einmal von meinem Anwalt aufgesetzt. Nichts... In Folge verliess ich meine Kinder, weil ich es nicht mehr aushielt und hatte ein Jahr lang keinen Kontakt mehr zu ihnen. Mittlerweilen sehe ich sie sporadisch, aber bis das alles aufgearbeitet ist wird es wohl noch Jahre dauern...

- **12.05.2010 10:52 Uhr**

**Urs**

ich weiss von solchen Prügelheimen in der Schweiz bis Ende der 80er Jahre, und dass die Heimleiter von Behörden und anderen Institutionen gedeckt wurden. Geprügelt und misshandelt wurde auch in öffentlichen Schulen bis in diese Zeit.

- **12.05.2010 07:29 Uhr**

**Fredy**

Danke dem Beobachter, dass er auch Missbrauch von Mädchen veröffentlicht! Weiter so, es gibt noch viel arme Geschöpfe die heute noch darunter leiden müssen